

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1913)
Heft: 2

Artikel: Südindisches Dorfleben
Autor: Führer, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

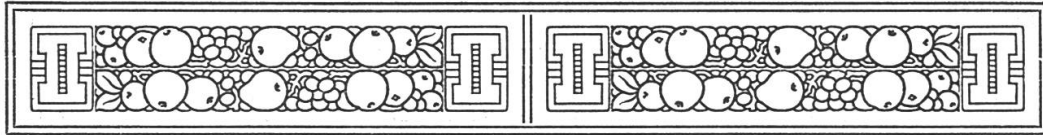
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Südindisches Dorfleben.

Von Dr. A. FÜHRER, Basel.

In den nachfolgenden Kapiteln soll der ehrliche und vorurteilslose Versuch gemacht werden, dem europäischen Leser einen Einblick in die Lebensbedingungen und das Leben zu gestatten, das ungefähr 90 % der Bevölkerung in dem ureigensten indischen Teile Indiens führen. Im Norden des indischen Kontinents hat *eine* Invasion nach der andern von den fernliegenden Zeiten der arischen Einwanderung an bis hinab durch die einzelnen Perioden der indischen Universalgeschichte die Lebensbedingungen gewaltig verändert. Die ungeheuerere drawidische Bevölkerung des Südens kam höchst wahrscheinlich von auswärts her nach Indien; aber dieser Zeitpunkt liegt unserm Wissen soweit entrückt, dass kein Mensch sagen kann, aus welchem Lande sie aufbrach und wann sie sich in ihrem gegenwärtigen Sitze ansiedelte.

Es ist eine allbekannte Tatsache, dass ein jeglicher Teil des Systems, auf dem die Hindu-Gesellschaft aufgebaut ist, ganz von der Religion durchdrungen wird. Die Hindus sind ein wesentlich religiöses Volk und, indem die alten Gesetzgeber diese nationale Eigenschaft benützten, konstruierten sie ein System, das religiös verpflichtend war. Die Sitten, Gebräuche und die gewöhnlichen täglichen Obliegenheiten haben in der Religion ihren Ursprung. So wurde z. B. die tägliche Reinigung des Körpers durch ein Bad, die vom sanitären Standpunkt aus gut und nützlich ist, als eine religiöse Verpflichtung auferlegt, und selbst heutigen Tages wird eine Person, die dieser religiösen Pflicht nicht nachlebt, von ihren Freunden gemieden und verabscheut. So lebt, bewegt und konzentriert sich der Lebensnerv des Hindu tatsächlich in der Religion. Zudem ist es allbekannt, dass keine Nation auf der ganzen Welt so konservativ ist wie die Hindus, und dass es kein Volk gibt, das mit solch erstaunlicher Zähigkeit an den von den Vorfahren ererbten Sitten

und Gebräuchen festhält, wie das indische. Ohne Zweifel haben die mohammedanische Eroberung, die über sieben Jahrhunderte in höherem oder geringerem Grade gefühlt wurde, und der Einfluss der Zivilisation des Westens zum grossen Teil die Glaubensrichtungen und die abergläubigen Anschauungen der Inder modifiziert. Jedoch wurde die mohammedanische Eroberung nur in Nordindien gefühlt, woselbst sich ihr Einfluss sehr bestimmt zu erkennen gab. Südindien wurde dagegen selten von den Anhängern des Propheten besucht; sie stürzten sich nur gelegentlich zu Plünderungszwecken auf diesen Teil Indiens. Zum Beweise dafür bemerken wir, dass die grossen Tempel und religiösen Institutionen, von Hindu-Fürsten gegründet, im Süden unversehrt geblieben sind. Die grausame Hand der Mohammedaner hat diese wundervollen Bauwerke nicht zerstört, die bis auf den heutigen Tag noch dastehen. Wir erwähnen auch die Tatsache, dass, während die nordindischen Sprachen durch die mohammedanische Berührung stark affiziert wurden, die drawidischen Sprachen des Südens dagegen ihr besonderes Gepräge beibehalten haben. Ferner hat die Zivilisation des Westens sich nur in den grossen Städten fühlbar gemacht und ist bis jetzt noch nicht in die innersten Winkel der indischen Dörfer eingedrungen. Wir müssen daher in die Dörfer Südindiens gehen, um das Leben der Hindus an seiner besten Quelle zu sehen, das weder durch die mohammedanische Eroberung, noch durch die Zivilisation des Westens beeinflusst worden ist. Das Volksleben eines südindischen Dorfes hat daher viele interessante Anziehungspunkte sowohl für den Geschichts- wie den Altertumsforscher.

I.

Es gibt ungefähr 55,000 Dörfer in der Präsidentschaft Madras, und von einer Bevölkerung von 31 Millionen leben beinahe 28 Millionen oder 90 % der ganzen Einwohnerschaft in Dörfern, während die übrigen 10 % in Städten wohnen. Zur Illustrierung unseres Versuches, die Art und Weise zu kennzeichnen, in der die grösste Mehrzahl der südindischen Bevölkerung in ihren Heimstätten das Leben verbringt, wählen wir ein typisches Dorf aus und beschreiben es näher, indem wir die darin lebenden Personen und die von denselben zu erfüllenden Verpflichtungen aufzählen.

Ein friedliches Gehölz, darunter Tamarinden- und Mangobäume, Kokosnusspalmen und Bananensträucher und andere indische Nutzhölzer; eine Gruppe von Hütten, einige mit Strauchwerk, andere mit Ziegeln bedeckt; ein kleiner Steintempel in der Mitte; dies alles an sämtlichen Seiten von ungefähr $22\frac{1}{2}$ ha grünen Feldern umgeben; ein grosser Stausee, der imstande ist, diese $22\frac{1}{2}$ ha Land während sechs Monaten zu bewässern — dies ist das Dorf *Kelambakam*, im Distrikt Tschingleput gelegen, mitten zwischen Kondschivaram und Mahabalipuram, zwei sehr alten und wichtigen Städten, die in der alten Geschichte Südindiens eine hervorragende Rolle gespielt haben. Denn über 500 Jahre haben die Pallavas, ein mächtiges Königsgeschlecht, vom fünften Jahrhundert n. Chr. an einen beständigen Kampf mit den Tschalukyas geführt, und die Gegend zwischen diesen beiden alten Städten war die Szene mancher heissen Schlacht zwischen den beiden Geschlechtern. Alte Inschriften berichten, wie die Pallavas fortwährend von ihren Feinden bedrängt wurden, wie infolge dessen die letzteren bald in Kondschivaram und bald in Mahabalipuram herrschten und wie hart die Besiegten und ihr Land von den Siegern behandelt wurden. Das Resultat dieses beständigen Antagonismus war, dass die Gegend trotz ihrer natürlichen Fruchtbarkeit bald beinahe zu einer verlassenen Einöde umgewandelt wurde. Der Boden ist äusserst fruchtbar, und der breite Palar-Fluss strömt mitten durch das Gebiet. Die Hand des Menschen war das einzige Erfordernis, um die dürren Fluren in grüne lachende Auen zu verwandeln. Erst um die Mitte des XI. Jahrhunderts erschien ein Retter in der Person des Adondai, Sohnes des Kulotunga Tschola, der dem Kampfe zwischen den beiden streitenden Geschlechtern ein Ende machte und seine eigene Oberherrschaft mit Kondschivaram als Hauptstadt begründete. Erst nach diesem Zeitpunkt wurde der Friede hergestellt und beruhigte sich das Land.

Das Dorf Kelambakam entstand demnach ungefähr um das Ende des XI. Jahrhunderts; es umfast 50—60 Häuser und hat eine Bevölkerung von ungefähr 300 Personen. Die einflussreichsten Dorfbewohner sind Tuluva Vellalas, eine hochangesehene Volksklasse; es sind ungefähr zehn Familien, die zu dieser Kaste gehören. Der Ueberlieferung gemäss brachte Adondai Leute aus der Tuluva-Gegend, um seine kürzlich eroberten Besitzungen zu kolonisieren, und übergab ihnen Land zu günstigen Bedingungen. Der Dorf magnat oder,

wie er gewöhnlich genannt wird, der Dorf-*Munsiff*, ist Kothundarama Mudelly, aus der Kaste der Tuluva Vellalas; er besitzt im Dorfe ungefähr $2\frac{1}{4}$ ha Land. Sein Vater, ein sehr frommer Mann, hinterliess ihm als einzigem Erben all seine Besitztümer. Seine Vorfahren waren ihrer religiösen Ueberzeugung nach Verehrer des Gottes Schiwa, aber seine Familienglieder wurden nebst vielen anderen im XII. oder XIII. Jahrhundert Anhänger des Gottes Wischnu, als der grosse Reformator Ramanudscha predigend umherzog und das Volk bekehrte. Es war um diese Zeit, dass der oben erwähnte und dem Kothundarama geweihte Dorftempel von einem Vorfahren des Munsiff in seinem Eifer für die kürzlich erwählte Religion gebaut wurde; der gegenwärtig lebende Kothundarama Mudelly wurde von seinem Vater nach dem Idol dieses Tempels benannt. Die Dorfbewohner setzen das höchste Vertrauen in ihn; er wird von allen Leuten geachtet nicht nur wegen seiner Stellung und Würde als Dorfvorsteher, sondern auch wegen seines erprobten Wertes. Als Dorf-Munsiff obliegt ihm die Dorfverwaltung; er hat das Recht, unbedeutende Zivilfälle zu entscheiden und Leute wegen geringer Vergehen abzuurteilen. Er kann geringe Strafen auferlegen und einige Stunden Arrest diktieren. Das Dorfgefängnis ist jedoch keine eigentliche Strafanstalt; auch wird das Recht, Einsperrung zu verhängen, äusserst selten ausgeübt. Ist die angeklagte Person ein Schüdra („Knecht“, Arbeiter oder Handwerker), so wird er dem Tulichari oder Dorfpolizisten ausgehändigt; ist sie dagegen ein Pariah (Kastenloser) oder Angehöriger einer der verachteten niederen Mischkasten, so werden dem Angeklagten Hände oder Füsse in ein Holzbrett mit grossen Löchern eingepflöckt und der Uebeltäter muss einige Stunden in dieser erniedrigenden Stellung verharren. Diese Art der Bestrafung kann der Munsiff verfügen, doch macht er von diesem Rechte selten Gebrauch. Der Dorfvorsteher hat auch das Recht, von den Bauern (rayats) Steuern einzutreiben und dafür Quittungen auszustellen; das Geld übermittelt er an die Staatskasse des Taluk, einer Unterabteilung des Distriktes. Ebenso ist er verpflichtet, an den Talukvorsteher regelmässig Berichte einzusenden über schwere Diebstähle und gewaltsame Todesfälle, über die im Dorfe gefallene und registrierte Regenmenge, sowie über die Geburts- und Sterbefälle; auch hat er die Verpflichtung, den Regierungsbeamten in der Ausübung ihrer Amtspflichten beizustehen und muss er dieselben

mit den notwendigen Nahrungsmitteln versehen, selbst in dem Falle, dass sie nur des Vergnügens wegen in sein Dorf kommen. Diese Pflichten, in Verbindung mit seinen eigenen Obliegenheiten, die Bebauung der $2\frac{1}{4}$ ha Land zu überwachen, nehmen einen grossen Teil seiner Zeit in Anspruch. Kelambakam, das an der Landstrasse zwischen Kondschivaram und Tirukalukunram liegt, woselbst sich ein berühmtes Schiwaheiligtum befindet, ist die Haltestelle für religiöse Bettler, die hin- und herreisen. An diese verteilt Kothundarama Mudelly jeden Tag Reis, und es gereicht ihm zum grossen Vergnügen, einsame Wanderer, die für die Nacht in seinem Dorfe halten, um sich zu sammeln und ihnen das Abendbrot zu reichen. Im Dorfe selbst hat er tausenderlei Dinge zu tun; er hat die Streitigkeiten zu schlichten, die unter den Dorfbewohnern entstehen, und bei Festlichkeiten, Hochzeiten und anderen sozialen Anlässen das Präsidium zu führen. Kurz, er ist die wichtigste Persönlichkeit im Dorfe.

Der nächstwichtige Dorfbeamte ist Ramasami Pillai, der *Kurnam* oder Dorfrechner; er hat einen Kataster anzulegen und muss die Ausdehnung, den Namen und Pachtzins jeglichen Feldstückes im Dorfe kennen. Auch hat er dem Munsiff in der Aufstellung der Steuerregister beizustehen, wenn Pachtgelder eingeliefert werden. Wenn immer die Dörfler Briefe an ihre Verwandten zu schreiben haben, wenn Dokumente abgefasst und Zinsberechnungen aufgestellt werden müssen, wird die Beihilfe des unfehlbaren Kurnam angerufen, da er als der geschickteste Schreiber und der zuverlässigste Rechner des Dorfes betrachtet wird. Ramasami Pillai ist eine gewichtige Persönlichkeit; er ist aber auch ein Schlaukopf. Ein Tamil-Sprichwort sagt: „Habe Vertrauen, wenn du willst, in den jungen Sprössling einer Krähe, aber glaube niemals dem Sohne eines Kurnam.“ Obwohl der Rechner ein guter Mensch sein mag, so wird er doch von den Dorfbewohnern mit Argwohn angesehen, und also verhält es sich mit Ramasami Pillai. Niemand würde es wagen, ihm Opposition zu machen oder sich sein Missvergnügen zuzuziehen. Trotz alledem gehen die simplen Dorfbewohner zu ihm, wenn irgendwelche Geschäftsangelegenheiten abzuwickeln sind; denn sonst niemand im Dorfe kann ihre Geschäfte so gut besorgen wie er, und Ramasami Pillai berechnet die Zinsen so schnell, schreibt die Dokumente so schön und akkurat und, ohne einen Blick in das Register zu werfen, gibt er jede gewünschte Auskunft über irgend ein be-

liebigen Stück Land im Dorfe, so dass die Bewohner von Kelambakam ihn mit Bewunderung ansehen und darüber erstaunen, dass „ein solch kleiner Kopf all diese Weisheit in sich fassen kann“.

Der nächstwichtige Dorfbeamte ist Muthu Naik, der *Taliyari*, oder die Persönlichkeit, welche die Pflichten eines Polizisten und Nachtwächters im Dorfe erfüllt. Er ist ein grosser, starker, breitbrüstiger Mensch, von gutem Aussehen, im besten Mannesalter stehend und trägt einen wuchtigen Bambusstock von 2 m Länge. Er hat dem Munsiff in Zivil- und Kriminalfällen beizustehen, und wenn Leute vom Munsiff verurteilt werden, so hat Muthu Naik die Rolle des Gefängniswärters zu spielen. Er hat bei Nacht das Dorf zu bewachen, die Felder zu patrouillieren und, wenn die Früchte reifen, aufzupassen, dass keine Diebstähle stattfinden. Er hat auch die Gelder an die Rezeptur des Taluk abzuliefern, wenn das Dorf Einzahlungen zu machen hat. Solcher Art sind die Pflichten, welche der Dorf-Munsiff, der Kurnam und der Taliyari zu erfüllen haben.

II.

Man kann sagen, dass die Kaste für die Regeneration Indiens den grössten Stein des Anstosses bildet. Unter ernstesten Denkern sind die Meinungen bezüglich dieses eigentümlichen Systems, das seit Jahrtausenden in Indien vorgeherrscht hat, geteilt. Was aber auch immer die Ansichten zu Gunsten oder zu Ungunsten der Kaste sein mögen, so kann für keinen Augenblick gezweifelt werden, dass dieses grossartige soziale System eine wichtige Rolle in der Geschichte Indiens gespielt und einen starken Einfluss auf das Volksgemüt ausgeübt hat. Die vier ursprünglichen Kasten sollen aus dem Haupte, den Armen, Lenden und Füssen Brahmas entstanden sein, und jede Kaste hat während vielen Generationen die ihr zugemessene Arbeit verrichtet. Während der *Kshattriya* durch die Kraft seiner Arme neue Gebiete eroberte und sein Leben dahingab, indem er bei fremden Ueberfällen seinem Lande den Frieden sicherte, während der *Waischya* schwer arbeitete und durch Viehzucht, Ackerbau und Handel Reichtum erwarb und während der *Schûdra* die niederen Dienste versah, hat der *Brahmane* wegen seiner geistigen Grösse immer die Siegespalme über alle davongetragen und die andern durch seinen magischen Einfluss beherrscht. Durch die Kraft seines Intellectes hat er die Gedanken und Gefühle des Volkes in

einem solchen Masse umgeformt und geleitet, dass ein fremder Beobachter staunend vor dem Resultate steht. So ist in Kelambakam der Brahmane Ramanudscha Tscharriar der *Purohit* (Astrolog), Freund, Führer und Philosoph des Dorfes; sein Einfluss auf die Leute ist sehr gross. Er ist ein ehrwürdiger alter Herr von etwa 70 Jahren und in den heiligen Schriften der Hindus wohlbewandert; er versteht etwas Sanskrit und hat viele Bücher über Astrologie gelesen. Er weiss auswendig alle die viertausend Stenzen des *Prabandam*, das gewöhnlich „die Tamil-Weden“ genannt wird. Er wird von jedem Dörfler als ein Wesensbestandteil seiner Familie betrachtet, und die einfachen Bauersleute haben nicht den Mut, irgend etwas ohne seinen Rat oder Begutachten zu tun. Ramanudscha Tscharriar besitzt ein Haus von gefälligem Aussehen in der Nähe des Dorf-tempels. Nahe beim Eingang sind auf den Boden bizarre Figuren mit Reismehl gemalt, und an der Strassenwand befinden sich Darstellungen von Ramas Krönung, von Krischna als Hirte und Flötenspieler, von Narsinh (der Mannlöwen-Inkarnation Wischnus), wie er den Riesenkönig erschlägt, und viele andere Figuren, die den Fremden sofort davon überzeugen, dass der Besitzer des Hauses eine tiefreligiös veranlagte Persönlichkeit sein muss. Der alte Herr steht morgens sehr frühe auf, nimmt ein Bad im Dorfteich, bedeckt seine Stirne und andere Körperteile mit den Abzeichen seiner Sekte in roter oder gelber Farbe, verrichtet seine Andacht (*pûdscha*) und kehrt nach Hause zurück. Dann nimmt er ein Buch aus Palmblättern, den Jahreskalender, hervor und geht zuerst zum Hause des Dorf-Munsiffs Kothundarama Mudelly. Sobald der Munsiff den Brahmanen kommen sieht, steht er auf, grüsst denselben und bittet ihn, Platz zu nehmen. Dann öffnet derselbe sein Buch und liest daraus mit lauter Stimme die Einzelheiten des betreffenden Tages — Jahres, Monats und des Datums, sowie der Zeitabschnitte, die günstig und ungünstig sind, usw. Während des Vorlesens ist der Munsiff voller Aufmerksamkeit. Darauf kommt eine alte Frau, die Mutter des Kothundarama Mudelly, herein und fragt den Astrologen, an welchem Tage Neumond sei und wann das Jahresgedächtnis des Todestages ihres Gatten gefeiert werden solle. Der Munsiff fragt ihn vielleicht, ob nach dem Stande seines Horoskopes das Jahr im ganzen für ihn ein glückbringendes sei und ob seine Ländereien Getreide in Fülle hervorbringen würden. Auf solche Fragen ant-

wortet der Purohit den Regeln der Astrologie gemäss. Ebenso besucht er jedes einzelne Haus der Dorfbewohner und gar verschiedenartig sind die Fragen, die an ihn gerichtet werden. Der eine ersucht ihn, ihm einen günstigen Tag festzusetzen, an dem er Ochsen zum Pflügen der Aecker kaufen könne; ein anderer bittet ihn, ihm eine günstige Stunde zu bezeichnen, in der er den Bau eines Hauses beginnen könne; ein dritter stellt an ihn das Begehren, einen Tag für die Hochzeitsfeier seiner bejahrten Tochter auszuwählen, und er zeigt ihm das Horoskop seines zukünftigen Schwiegersohnes; ein vierter bittet ihn, den Tag zu bestimmen, an dem er ins benachbarte Dorf gehen könne, um seine Schwiegertochter heimzubringen; ein fünfter ersucht ihn um nähere Auskunft über dies oder jenes Fest; ein sechster legt ihm das Horoskop seines kranken Sohnes vor und fragt ihn, ob auf Besserung zu hoffen sei; ein siebenter bittet ihn um Ausfertigung des Horoskopes seines neugeborenen Kindes und gibt ihm den genauen Zeitpunkt an, an dem das Kind das Tageslicht erblickte; ein anderer klagt ihm den Verlust einer Kostbarkeit und ersucht ihn, ihm den Dieb zu bezeichnen und den Ort, an dem sie verborgen gehalten werde, usw. Indem er sein Buch aufschlägt, gibt der Purohit auf alle diese Fragen passende Antworten, und um seine Aussagen zu illustrieren, zitiert er Sanskrit-Verse aus dem Ramáyanam, dem Mahábháratam und dem Prabandam, sowie aus astrologischen Werken. Diese Zitate machen einen sehr starken Eindruck; denn im Orient beruht die Weisheit des Gelehrten weniger in der Entfaltung der eigenen erfinderischen Talente, als in einem stets bereitgehaltenen Gedächtnis und in der glücklichen Anwendung und Bezugnahme auf das „Geschriebene“. Irgend welche Verhaltensregeln, die er gibt, werden gewissenhaft befolgt. Die Bauern beginnen nicht eher mit dem Pflügen, Säen und Einern, als sie ihn um die dazu günstigen Zeiten gefragt haben. Der Brahmane funktioniert als Priester bei Hochzeits- und Todesfeierlichkeiten und ist die Hauptperson bei Festen, die beinahe tagtäglich in irgend einer Hindu-Familie stattfinden. Ein Tamil-Spruchwort sagt: „Der Arzt verlässt den Kranken nicht bis zu seinem Tode, aber der Brahmane verlässt ihn selbst nach seinem Tode nicht.“ Sogar wenn der Schwerkranke in den letzten Atemzügen liegt, sagt der Doktor, dass er, falls man ihm ein anständiges Honorar verabfolgt, eine sofortige Besserung herbeiführen werde durch Verab-

reichung einer wertvollen Medizin, die er besitze und die sein Urgrossvater nach vieler Mühe und bedeutenden Ausgaben zubereitet habe. So baut er auf die Leichtgläubigkeit der Leute, bis der Tod den Kranken von ihnen wegnimmt; die Verbindung des Brahmanen jedoch hört mit dem Tode des Patienten nicht auf. Derselbe hat die Zeremonien des 1., 2., 8. und 16. Todestages vorzunehmen; darauf folgen die monatlichen und jährlichen Gedächtnistage, und bei all diesen Anlässen spielt der Brahmane eine wichtige Rolle. Dies ist in kurzem eine Beschreibung des alten Weisen von Kelambakam, dessen Einfluss selbst in den Nachbargemeinden sehr gross ist und zu dem die Dorfbewohner mit Gefühlen grosser Verehrung aufschauen.

Ausser dem Hause des Purohit stehen in der Nähe des Tempels noch zwei andere Häuser, die Brahmanen angehören und die in dem Tempel beschäftigt sind; in dem einen wohnt Varadayangar und in dem andern sein Bruder Appalatscharri. Sie versehen abwechselnd den Dienst im Tempel und führen ein gemächliches Leben. Leute, die zum Tempel gehen, um das Idol zu verehren, nehmen Opfertgaben mit sich in Gestalt von Geld, Früchten, Kokosnüssen, Betel- und Arecanüssen. Diese Gaben werden von den Brüdern an sich genommen. Der Tempel besitzt ungefähr 30 ar Land als Eigentum in dem Dorfe und die Einkünfte davon werden für die Beleuchtung des Tempels, die täglichen Reisopfer und die Gehälter der Tempeldiener verwandt, und da die beiden Brüder die Hauptdiener des Tempels sind, so erhalten sie einen guten Teil der Einkünfte. Ausserdem beziehen sie Extraeinnahmen an Festgelegenheiten, bei welchen Anlässen das Götterbild, mit Juwelen und Blumen geschmückt, in feierlicher Prozession herumgetragen wird. Appalatscharri ist streitsüchtiger Natur, und häufig haben zwischen den Brüdern in betreff der Tempeleinkünfte Auftritte stattgefunden. Kothundarama Mudelly, der *Dharmakarta* oder Friedensrichter, hat oft grosse Schwierigkeiten, ihre Differenzen zu schlichten, und er war es, der die Entscheidung traf, dass sie abwechselnd ihren Dienst verrichten sollten und dass jeder das für die betreffende Dienstzeit fällige Einkommen beziehen solle. Appalatscharri, nicht zufrieden damit, Händel mit seinem eigenen Bruder zu führen, hat oft seine freie Zeit dazu benützt, Streitigkeiten unter den Dorfbewohnern anzufachen, und wären nicht der Takt und gute Wille des Dorf-Munsiffs und die Verträglich-

lichkeit der Dorfbevölkerung vorhanden, so würde jetzt Kelambakam ein ganz anderes Gepräge zur Schau tragen. Die ränkesüchtige Natur Appalatscharris ist derart, dass eine vollständige Aufzeichnung seiner Missetaten ganze Seiten füllen würde.

Nalla Pillai ist der Schulmeister von Kelambakam und er steht an Bedeutung gleich nach dem Purohit. Er ist der Ur-Urgrossenkel jenes berühmten Nalla Pillai, des Verfassers des Mahabharatam in Tamil-Versen. Unser Dorfschullehrer wurde nach ihm benannt und er kennt alle die 14,000 Stanzas des Buches auswendig. Er bewahrt mit Stolz und Vergnügen die Bambussrohrfeder auf, mit der sein berühmter Ahne das grosse Werk schrieb, und die Feder wird in seinem Hause jedes Jahr an dem *Ayutapûdscha*-Tag verehrt. Nalla Pillais Schule ist in der Vorhalle seines Hauses untergebracht; zwanzig bis dreissig Knaben besuchen dieselbe, und selbst aus den Nachbardörfern kommen sie zum Unterricht. Die Knaben sitzen in je zwei Reihen auf einem erhöhten Podium im Aussenteile des Hauses, während der Lehrer am Ende der Vorhalle plaziert ist. Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Lehrsystem, das in europäischen Schulen vorherrscht, und demjenigen, das in diesen Dorfsitzen der Gelehrsamkeit im Gebrauche ist. In den ersteren wird ein grosser Teil von Zeit und Arbeit gespart, indem eine Anzahl von Knaben auf bequeme Art in Klassen eingeteilt wird, so dass sie alle gleichzeitig unterrichtet werden; in den letzteren nimmt der Lehrer die Lektion mit jedem einzelnen Schüler vor. In unserer Dorfschule sitzen drei oder vier Kleine im Alter von fünf bis sieben Jahren in einer Reihe und lernen die Buchstaben des Alphabetes, indem sie dieselben laut aussprechen und dann auf den am Boden liegenden Sand schreiben. Ein oder zwei schreiben Buchstaben auf Palmblätter; ein anderer Knabe liest mit lauter Stimme einzelne Wörter aus einer Palmblatt-Handschrift, während ein anderer kurze Sätze daraus vorliest; ein dritter macht schriftliche Rechenaufgaben, ein vierter rezitiert Gedichte in einem langgezogenen Tone, ein fünfter liest Verse aus Nalla Pillais Mahâbhâratam, vor dem Meister stehend, der nach der Lektüre die Bedeutung derselben dem Knaben erklärt. Man sagt, ein Knabe habe seine Erziehung abgeschlossen, wenn er imstande ist, korrekt und geläufig von einem Palmblatt zu lesen und auf einem solchen zu schreiben und wenn er die einfachen und komplizierten Regeln der Arithmetik und einfachen Zins-

rechnungen versteht, und diese Fertigkeit kann nach vier- oder fünfjährigem Besuch der Dorfschule erreicht werden.

Die Knaben begeben sich vor sechs Uhr morgens zur Schule, gehen um neun Uhr zum Frühstück nach Hause, kommen um zehn Uhr zur Schule zurück und bleiben daselbst bis zwei, um welche Zeit es ihnen gestattet ist, ihr Mittagmahl einzunehmen. Gegen drei Uhr sind sie wieder zurück und sie verbleiben alsdann in der Schule bis zum Einbruch der Dunkelheit. Hieraus erhellt, dass der Lehrer vom frühen Morgen bis zum Abend an der Arbeit ist, indem er die Lektion jedes einzelnen Knaben individuell behandelt. Die Schule ist während vier Tagen im Monat geschlossen, nämlich am Neumond und dem darauffolgenden Tage und wieder am Vollmond und dem darauffolgenden Tage; die Knaben haben auch frei an Festtagen. Ausser dem geringen Schulgeld, das die Eltern dem Lehrer zahlen, bezieht derselbe nicht selten Extraeinnahmen in Form von Geld, neuen Kleidern, Gemüse usw., wenn die Knaben zum erstenmal die Schule besuchen und wenn Hochzeiten und andere Festlichkeiten stattfinden. Es wird erwartet, dass der Lehrer für die Kinder der Dorfbewohner jegliche Sorge trage und dass er an deren Wohlfahrt nicht nur in der Schule, sondern auch im Hause Interesse nimmt. Wenn ein Knabe krank ist und sich weigert, die verordnete Arznei zu nehmen, so erwartet man, dass der Meister zu ihm geht und aufpasst, dass die Mixtur eingegeben wird. Wenn der Knabe Widerwillen gegen die Einnahme seiner Mahlzeiten zeigt oder wenn er ausser der Schule sich unartig und unbändig aufführt, so beanspruchen die Eltern sofort die Beihilfe des Lehrers, der in die Wohnung des kleinen Sünders gehen und zusehen muss, dass so etwas nicht wieder vorkommt. Der Dorfschulmeister wird auf diese Weise fortwährend von den Bauern in Anspruch genommen und ist ihr nützlichster Freund. Auch müssen wir nicht die Bemerkung unterlassen, dass eine besondere Pflicht des Dorflehrers darin besteht, religiösen Unterricht zu erteilen. Die Schularbeit beginnt und endet mit einem Gebet an Sarasvati, die Göttin der Weisheit, oder an Vignesvara, eine Hindu-Gottheit, welche die Geschicke der Menschen lenkt. Die jungen Burschen müssen auch an schulfreien Tagen Sittensprüche auswendig lernen, die auf Palmblätter geschrieben sind, und an deren Kopfbünde immer irgend ein religiöses Symbol oder ein Spruch sich vorfindet, wie: „Ehre sei

Râma!“ oder „Schiwa ist überall!“ Die Knaben werden stets gelehrt, Gott zu fürchten, ehrlich und wahrheitsliebend zu sein, ihre Eltern und Vorgesetzten zu ehren usw. Man ersieht hieraus, dass der religiöse Unterricht einen Teil und zwar einen sehr wichtigen Teil der Tagesarbeit eines indischen Dorfschulmeisters bildet. Nebst seinen Schulpflichten ist Nalla Pillai oft am Abend damit beschäftigt, Verse aus dem Mahâbhâratam zu rezitieren und deren Bedeutung den Bauern zu erklären. Aus dem kurzen Bericht über den Dorfschulmeister geht hervor, dass er ein höchst wichtiges Element in der Konstitution des Dorfes bildet; er wird von den Leuten geehrt und geachtet und als Freund und Berater von ihnen angesehen. Fortwährend wendet man sich an ihn, um entweder Briefe vorzulesen oder zu schreiben und um Streitigkeiten zu schlichten. Er hat stets freien Zutritt zu ihren Häusern und wird an Feiertagen eingeladen. Nalla Pillai verrichtet Tag für Tag, Monat für Monat und Jahr für Jahr seine Arbeit auf eine unauffällige und ruhige Art und Weise und genießt dadurch die Achtung und das Wohlwollen aller Dorfbewohner, sowie die Liebe und Zuneigung seiner Schüler.

III.

Appasami Vathiar ist der Doktor von Kelambakam; unser Dorfarzt weiss nichts von Chirurgie, er ist nur einfacher Physikus. Seiner religiösen Ueberzeugung nach ist er ein *Virasiva* und man sagt von ihm, dass er viele Tamil-Werke über Medizin gelesen habe. Sein Lieblingsbuch ist das *Vâgadam*, aus dem er eine ganze Anzahl Verse rezitiert, wenn er Arzneien verschreibt oder Verhaltensmassregeln über Diät erteilt. Er ist ungefähr 50 Jahre alt und hat eine sehr gute Praxis. Er besitzt auch einige Kenntnisse in der Astrologie, hält sich aber darin nicht für so bewandert wie Râmanudscha Tscharriar, der Purohit. Ebenso wie der Purohit und der Dorfschulmeister, wird er von den Landleuten geehrt und geachtet und sie setzen das vollste Vertrauen in seine Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit. Er trägt alle Arten von Medizinen in Form von Pillen und Pulvern mit sich herum und man sagt, er erkenne den Zustand eines Menschen durch das Befühlen seines Pulses. Er glaubt nicht nur an die Wirksamkeit seiner Arznei allein, sondern er bemüht sich auch, den Verwandten des Patienten immer die Not-

wendigkeit ans Herz zu legen, bestimmte religiöse Zeremonien vorzunehmen, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Die simplen Dorfbewohner haben ein solch festes Vertrauen auf ihn, dass sie, selbst wenn der Tod den Kranken ihnen entreisst, denselben nicht seinem Mangel an Geschicklichkeit zuschreiben, sondern vielmehr dem Umstande, dass die Sterne, welche das Schicksal des Patienten lenkten, unglückverheissend waren. Einst war Appasami Vathiar für einige Tage vom Dorfe abwesend, als Kothundarama Mudelly, der Dorf-Munsiff, plötzlich vom Fieber ergriffen wurde. Es wurde nach und nach mit ihm schlimmer, und seine Verwandten hegten ernste Besorgnisse betreffs seiner Wiedergenesung. Man sandte Bericht an den Arzt, der schleunigst zurückkam, um nach dem Patienten zu sehen. Es war früh morgens, als er das Haus des Munsiffs betrat, und in der Halle oder *Kutam* fand er den Patienten, gelehnt an seine alte Mutter und umringt von einer Anzahl betrübter Verwandten und Freunde. Der Purahit sass in einer Abteilung der Halle zusammen mit einigen Dorfbewohnern, das Horoskop des Kranken konsultierend und Berechnungen ausarbeitend, um ausfindig zu machen, ob die Krankheit todbringend sei. Aber die Szene änderte sich sofort, als der Arzt eintrat und sich zu dem Kranken setzte. Das Antlitz der alten Mutter, von deren runzligen Wangen seither reichlich Tränen geflossen, strahlt jetzt vor Freude, und die Verwandten, die vor kurzem noch trostlos waren, hegen jetzt freudige Hoffnungen; so plötzlich und vollkommen war die Veränderung vor sich gegangen. Der Arzt befühlte den Puls des Kranken und zitierte dabei einige Verse aus dem *Vágadam*, die Krankheit näher beschreibend; dazu nickte die Mutter mit ihrem Kopfe und sagte, dass die Krankheitssymptome, darin aufgezählt, in der Tat bei ihrem kranken Sohne vorhanden seien. Darauf sprach der Doktor: „Die Krankheit hat bedenkliche Verhältnisse angenommen. Yama (der Todesgott) ergreift zusehends Besitz von dem Kranken. Hier ist die Arznei *mrityunjayam* („Besieger des Todes“), die dem tödlichen Verlaufe Einhalt gebieten wird. Diese Medizin, die mein Urgrossvater mit der Beihilfe eines reichen Grundbesitzers zubereitet hat, muss vier Tage lang eingenommen werden, und nachher muss der Patient die andere Arznei *jívarakshâmritam* („lebenrettende Ambrosia“) einnehmen, die ich letztes Jahr unter Zurateziehung von vielen Werken über Arzneikunde zubereitet habe, nachdem ich un-

gefähr fünf Wagenfuhrer Feuerholz verbrannt, vierzig Tage gefastet und hundert Bettler gespeist hatte. Aber gleichzeitig muss ich euch bitten, jeden Tag zehn Lampen im Tempel anzuzünden und sechs Brahmanen zu speisen, bis der Patient wieder hergestellt ist.“ Mit diesen Worten entnahm er zwei Pillen seiner Arzneitasche, vermischte sie mit Honig und gab sie dem Todkranken ein. Dann entfernte er sich, nachdem er noch einige Verhaltensregeln bezüglich Diät gegeben, geduldig die tausend und ein ängstlichen Fragen, von den Verwandten des Patienten an ihn gerichtet, beantwortet und das Vertrauen in ihnen wieder hergestellt hatte; beim Abschiede versprach er, gegen Abend wieder zu kommen. Nach Verlauf von zehn Tagen war der Kranke wieder völlig gesund und dieser Vorfall hatte den Arzt in der Achtung des Volkes noch um so höher gehoben. Dies ist in Kürze eine Schilderung des Dorfarztes Appasami Vathiar, zu dessen Geschicklichkeit die Dorfbewohner das grösste Zutrauen hegen und wegen dessen Integrität und guten Charakters sie die höchste Achtung empfinden.

Der nächste Dorfbewohner, der unsere Aufmerksamkeit beansprucht, ist der Wagner Subroya Atscharry. Seine Beschäftigung besteht darin, Pflüge zu verfertigen (indische Pflüge sind primitive Holzpflüge, vorn mit Eisen beschlagen) und alle Arten von hölzernen Ackergeräten. Er zimmert Wagen und Kästen und hilft den Leuten beim Bau ihrer Häuser. Die Arbeit des Dorfwagners ist nicht derart, dass sie die Bewunderung des Beschauers erregen oder würdig befunden werden könnte, auf einer Ausstellung gezeigt zu werden, sondern sie ist von einfacher und grober Beschaffenheit, gerade gut genug für ihren Zweck. Subroya Atscharry muss auch für die Bauern Stössel für die Reismühlen und eine Anzahl Holzgeräte für den täglichen Bedarf herstellen.

Nach Subroya Atscharry kommt Schunmugam, der Grobschmied des Dorfes, der seinen Anteil Arbeit bei der Aufrichtung von Häusern und bei der Verfertigung von Acker- und anderen Geräten zu leisten hat. Er verfertigt Aexte zum Fällen der Bäume, Sicheln zum Schneiden des Getreides, Spaten, Stemmeisen und eine Anzahl von anderen nützlichen und notwendigen Dingen. Hieraus erhellt, dass der Wagner und Grobschmied sehr nützliche Gemeindemitglieder sind und dass ihre Dienste von den Dorfbewohnern oft in Anspruch genommen werden.

Ein anderes sehr wichtiges und nützliches Gemeindeglied ist Gopál Pillai, der Kuhhirt oder *ideiyan*. Er besitzt eine Anzahl Kühe und Wasserbüffel und versorgt das Dorf mit *ghi* (geklärter Butter), Milch und Molken; er schaut auch nach den Viehherden der Bauern. Er ist ein vielbeschäftigter Mann, steht früh am Morgen auf und geht zu den Behausungen der Bauern, um ihre Kühe zu melken, von welcher Arbeit er ungefähr um 9 Uhr zurück ist. In der Zwischenzeit war sein Weib Sitá, die das Muster einer geschäftigen Gehilfin ist, damit beschäftigt gewesen, den Kuhstall zu reinigen, die eigenen Kühe und Büffel zu melken, Butter zu schlagen, Milch und Molken zu verkaufen. Sobald der Kuhhirt nach Hause kommt, isst er seinen *kandschi* (abgekochten Reis und Wasser); darauf führt er die Rinderherde zur Weide. In einer Entfernung von etwa 2 km von Kelambakam sind gute Weideplätze, zu denen die Kuhhirten und Schäfer anderer Dörfer kommen, um mit unserm *ideiyan*-Freund, Gopál Pillai, zusammen zu treffen. Während die Herden friedlich weiden, vertändeln diese einfachen Männer unter dem Schatten eines Baumes ihre Zeit mit unschuldigen Gesprächen oder Spielen. Bei Einbruch der Dunkelheit kehrt der Hirte mit seiner Herde zum Dorfe zurück und sucht wieder die Häuser jener Bauern auf, die Kühe besitzen, um sie zu melken. Gegen acht Uhr kehrt er nach Hause zurück und, nachdem er sein Abendbrot verzehrt, genießt er den wohlverdienten Schlaf. Man sagt, diese Hirten seien dumm und borniert, und es kursieren unter dem Volke viele Erzählungen, welche diese Tatsache illustrieren. Dessenungeachtet sind sie ehrlich, geradeaus und arglos; ihre Bedürfnisse sind wenige und die Viehherden sind ihre einzige Sorge. Ihr Lebenslos hat oft die Menschen daran gemahnt, nicht nach eitlem Ruhm zu trachten, und es bildete das Lieblingsthema der Dichter und die Sehnsucht der Philosophen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen.

IV.

Man sagt, der indische Dorfwäscher habe keine Zeit, um nach seinen eigenen Angelegenheiten zu sehen. Dies ist zweifellos wahr; denn Munian, der Wäscher von Kelambakam, ist der arbeitsamste Bewohner des Dorfes. Jeden Morgen steht er früh auf und mit einem irdenen Topf in der Hand geht er ins Dorf nach einer Richtung, während sein Weib nach einer andern Seite sich begibt, um

die schmutzige Wäsche einzusammeln. Sobald er das Haus eines Dorfbewohners erreicht, benachrichtigt er die Insassen von seiner Ankunft, indem er ein lautes Geräusch verursacht, das sofort ein weibliches Glied des Hauses herausbringt, das ihm die zu reinigende Wäsche mit allenfallsigen Instruktionen bezüglich besonderer Kleidungsstücke aushändigt. Hierauf übergibt ihm die betreffende Person eine Handvoll *kulu* — Weizenmehl mit Bruchreis zusammengekocht, das er in seinem irdenen Topf aufbewahrt. Gegen neun oder zehn Uhr kehrt er nach Hause zurück; sein Weib kommt ebenfalls beinahe um dieselbe Zeit mit einem Topf voll *kulu* und einem Bündel Wäsche zurück. Dann essen sie, zusammen mit ihren Kindern, die Speise, die sie von den Landleuten eingesammelt haben, und begeben sich hierauf mit der schmutzigen Wäsche an den Palarfluss, um sie dort zu reinigen. Ohne Unterlass arbeiten sie daselbst hart in der Sonnenglut, und bei Einbruch der Nacht ist die Wäsche fertig, die man ihnen am Morgen zur Besorgung übergeben hatte. Als dann kehren sie ins Dorf zurück und ordnen die Wäsche eines jeden Haushaltes mit einer Genauigkeit und Zuverlässigkeit, die ans Wunderbare grenzt und die wahrscheinlich das geflügelte Wort in Umlauf setzte: „Ein Wäscher ist mehr wert als ein Gelehrter.“ Hierauf wandern sie zusammen zum Dorfe hinauf, um die gewaschenen Kleidungsstücke abzuliefern; dieses Mal trägt jedes von ihnen anstatt eines Topfes ein Bambuskörbchen, in das sie den gekochten Reis schütten, den ihnen die Dörfler überreichen. Gegen neun oder zehn Uhr kehren sie in ihr Haus zurück, verzehren ihr Abendbrot und begeben sich zur Ruhe, die sie nach des Tages schwerer Arbeit wohl verdient haben. Aber selbst diese Ruhe ist dem armen Wäscher versagt, wenn Festlichkeiten im Tempel gefeiert oder dramatische Abendunterhaltungen im Dorfe veranstaltet werden, da erwartet wird, dass er Pechfackeln aus Kleiderfetzen, die er selbst gesammelt, für diese Anlässe verfertigt und dass er nach den Beleuchtungsobjekten schaut. So erfüllt Munian, der Wäscher von Kelambakam, in Verbindung mit Lakschmi, seinem Musterweib und brauchbaren Gehilfen, willig, ohne das leiseste Murren, die schweren Pflichten, die in dieser kleinen Dorfwelt ihm obliegen.

Ein anderer Dorfgenosse, der ebenso nützlich ist und beinahe ebenso hart arbeitet wie der Wäscher, ist Kuppusami, der Töpfer, der Tag und Nacht an der Drehscheibe arbeitet, um die Dorfbe-

wohner mit irdenen Geschirren zu versehen. Er verfertigt irdene Lampen, Kochtöpfe, hohe Behälter zur Aufbewahrung des Getreides, Backsteine, Dachziegel usw. für den Häuserbau, Trinkgefässe und hundert andere Dinge, die in einem indischen Haushalt nötig sind. Er fabriziert auch menschliche Figuren und ähnliche Sachen aus Tonerde für den Gebrauch im Tempel der Dorfgöttin. Betritt ein Fremder das Haus eines Inders, so fällt ihm sofort die Nützlichkeit des Töpfers ins Auge, wenn er ganze Räume mit irdenen Gefässen verschiedener Grösse und Form angefüllt findet, die wie konisch zulaufende Pfeiler aussehen und von denen jedes Gefäss irgend einen Artikel menschlicher Konsumtion enthält. An wichtigen Festtagen, wie am *Pongul*, dem Nationalfest der Inder, muss Kuppusami jedes Haus in Kelambakam mit neuen irdenen Geschirren versehen und für Hochzeitsfeierlichkeiten muss er grosse Töpfe, mit bizarren Figuren verziert, herstellen. Auch in Unglücksfällen, bei Knochenbrüchen und Verrenkung, wird sein Beistand verlangt; es ist schwer zu sagen, wieso der Töpfer dazu gekommen ist, als die geeignetste Persönlichkeit betrachtet zu werden, um solche Fälle zu behandeln. Die Inder glauben, dass der Mensch von dem Gott Brahma, der auch oft mit einem Töpfer verglichen wird, aus Lehm gebildet worden sei, und dass daher der Töpfer, der menschliche Figuren aus Tonerde formt, den Bau des menschlichen Körpers genau kenne. Vielleicht entsprang aus dieser Vorstellung die Idee, dass er die geeignete Persönlichkeit in Fällen von Knochenbrüchen sei. Kuppusami ist äusserst geschickt in der Behandlung solcher Fälle und seine Praxis erstreckt sich selbst bis auf die Nachbardörfer hinaus.

Nach dem Töpfer kommt Kailasam, der *ambattan* oder Dorfbarbier; er ist ebenfalls ein sehr nützliches Gemeindemitglied von Kelambakam. Er ist Haarkünstler, sowie Dorfmusikant. Ohne Musik kann kein Fest im Tempel gefeiert, keine Hochzeit oder irgend eine andere Zeremonie in einem indischen Haushalt veranstaltet werden, und bei diesen Anlässen müssen Kailasam und seine Leute die Flöte blasen, die Trommel schlagen usw. Kailasam ist auch der Chirurg von Kelambakam; es ist etwas schwierig, einen vernünftigen Grund für die Tatsache anzuführen, dass den Barbieren gestattet ist, Chirurgie zu treiben. Man hält sie für die geeignetsten Leute, chirurgische Fälle zu behandeln, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Barbieri mit dem Messer umzugehen verstehen. Thoyamma, die

Frau des Kailasam, ist die Hebamme des Dorfes; sie muss jeden Tag morgens und abends nach den Neugeborenen schauen, dieselben baden, ihnen zukömmliche Arzneien verabreichen und verschiedene andere Dinge besorgen.

Jedes Dorf in Südindien besitzt einen Tempel, zu Ehren einer Göttin erbaut, die, wie man behauptet, das Dorf gegen alle Arten pestilenzartiger Krankheiten schützt, wie Pocken, Cholera, Pest usw. Diese Göttin heisst Angalammal in Kelambakam und der ihr geweihte Tempel liegt einige Schritte vom Dorf entfernt. Einige Ländereien im Dorfe sind für die regelmässige Ausübung des Tempeldienstes bestimmt, und Angamuthu Pûdschâri, der die notwendigen Zeremonien besorgt, hat die Nutzniessung dieser Aecker. Wenn die Umgegend von irgend einer Pestilenz heimgesucht wird, erhebt dieser Gottesmann alle möglichen Steuern von den simplen Dorfbewohnern. Um sich vor Infektionskrankheiten zu bewahren, beschenken sie die Göttin mit Gold- und Silberschmucksachen, Kleidern, Reis und Gemüse, geistigen Getränken, Schafen und Hühnern; diese nimmt der Pûdschâri für seinen eigenen Gebrauch an sich. Der Tempeldienst der Dorfgöttin ist von sehr gemeiner Art. Tiere werden geopfert, berauschte Getränke getrunken, anstössige Gesänge gesungen, ebenso bilden abscheuliche Tänze einen Teil des Gottesdienstes. Angamuthu Pûdschâri ist ein äusserst kluger Mann und er füllt seinen Beruf mit vollendetem Geschick aus. Leute kommen zu ihm aus entlegenen Teilen der Umgegend an Donnerstagen, an welchen Tagen, wie man sagt, der Geist der Göttin Angalammal auf ihn herabkommt und er mit ihrer Hilfe zukünftige Dinge voraussagt. Die grösste Kunstfertigkeit des Pûdschâri besteht darin, die Kunst selbst zu verbergen, und je mehr er diese Bedingung erfüllt, desto erfolgreicher ist er und desto populärer wird er. Derselbe muss ein gewisses Mass von Intelligenz und Takt besitzen, wenn er seine Berufsarbeit richtig ausführen will; er muss alle Umstände eines Falles wohl erwägen und dann entscheiden, welche treffende Antworten zu geben sind. Angamuthu Pûdschâri erteilt oft, wie das Orakel zu Delphi, zweideutige Antworten auf die an ihn gestellten Fragen.

Begleitet von einigen Hindu-Freunden, war ich eines Tages bei einer solchen Zusammenkunft im Tempel der Dorfgöttin zugegen. Leute aus entlegenen Ortschaften hatten sich daselbst versammelt:

Mütter mit kranken Kindern und nahe Verwandte von Personen, die man als Opfer von Zauberern betrachtete, warteten ängstlich, um den Segen der Göttin durch ihren Lieblingspriester, den Pûdschâri, zu erhalten. Unter dieser buntgemischten Gesellschaft befanden sich sterile Frauen, die reichen Kindersegen wünschten, Jungesellen, die gerne wissen wollten, wann sie in den Besitz von schönen Frauen gelangen würden und Personen, die von den verschiedenartigsten Krankheiten befallen waren. Bei dieser Gelegenheit waren ungefähr 300 Menschen zugegen; einige waren von Orten hergekommen, die 6 bis 7 km von Kelambakam entfernt lagen. Die Göttin war niedlich in Festtagsgewänder gekleidet und mit Blumen geschmückt; eine schwarze Rute lag neben derselben, die der Pûdschâri später gebrauchte, um böse Geister auszutreiben. Früchte, Blumen und andere Geschenke waren in Hülle und Fülle vorhanden, ebenso ein oder zwei Flaschen geistiger Getränke, Kampfer und andere Dinge. Nachdem der Pûdschâri gebadet und seinen Körper ganz mit Asche beschmiert hatte, kam derselbe und setzte sich zur grossen Freude der harrenden Menge vor Angalammal. Unter Begleitung schrilltönender Musikinstrumente sangen seine Assistenten eigentümliche Gesänge, die Tugenden der Göttin preisend. Während dieser ganzen Zeit sass der Pûdschâri in tiefe Meditation versunken da, plötzlich verfiel er in Ohnmacht und sank um. Kurz darauf erhob er sich wieder und mit einer Kraft und Energie, die dem stärksten Akrobaten zur Ehre gereicht hätte, tanzte und hüpfte er umher und machte dabei einen fürchterlichen und grässlichen Lärm. Bald darauf wurde Kampfer angezündet, der Pûdschâri nahm ein langes Schwert in seine Hand und brachte sich allerlei Wunden an seinem Körper bei. Der Geist der Göttin war nun, wie es hiess, völlig auf ihn herabgekommen und die gesamte, von Furcht durchbebt Menge schaute auf ihn mit widerstreitenden Gefühlen von Hoffnung und Furcht, um eifrigst zu erhaschen, was immer ihnen von der Göttin durch den Mund ihres Dieners verkündet wurde. Dann sprach Angamuthu Pûdschâri in tiefen klaren Tönen die folgenden Worte: „Eine Mannsperson ist hierher gekommen, um mich wegen eines verwandten Frauenzimmers zu befragen. Lasst ihn vortreten!“ Es entstand eine tiefe Stille und niemand wagte hervor zu kommen. Wiederum sprach der Pûdschâri in drohendem Tone: „Ich kenne den Mann, er ist hierher gekommen. Lasst ihn ohne

Verzug hervortreten und vor mir niederknien; wenn er es nicht tut, werde ich ihn strafen.“ Unverzüglich kniete ein Mann mittleren Alters vor dem Zauberpriester nieder und sagte in flehendem Tone: „Erbarme dich meiner, grosse Mutter, ich bin hierher gekommen, dich zu fragen, ob meine kranke Frau sich von ihrer Krankheit wieder erholen wird.“ Der Pûschâri antwortete: „Dein Weib würde schon längst wieder gesund geworden sein; aber du hast mein Missfallen erregt, und um meinen Zorn zu besänftigen, musst du ein Schaf opfern und dann wird dein Weib wieder gesund.“ Mit diesen Worten überreichte der Pûschâri dem Bittenden einige Asche, um damit den Körper seines Weibes zu bestreuen. Darauf sprach der Tempelpriester: „Eine kinderlose Frau ist hier, mich anflehend, sie mit Nachkommenschaft zu segnen. Wo ist sie?“ Im Verlauf einiger Augenblicke trat eine junge Frau aus den Reihen der Anwesenden hervor und zu derselben sagte er: „Während der nächsten vierzig Tage musst du früh morgens baden und neun mal täglich um meinen Tempel herumgehen. Du darfst täglich nur eine Mahlzeit einnehmen und am Ende der vierzig Tage musst du mich mit einem neuen Gewande beschenken. Du wirst dann mit einem Kinde gesegnet sein.“ Nachdem er ihr etwas Asche überreicht hatte, trat sie zurück. Darauf sprach der Pûschâri: „Eine Mutter ist mit ihrem kranken Kinde hierher gekommen, lasst sie mich sehen.“ Sofort legte eine von Gram verzehrte Mutter ihr krankes Kind vor ihn. Er streute etwas Asche über die Kleine und sagte: „Dein Kind wird in vierzehn Tagen besser sein; aber unterlasse es nicht, mir ein Huhn zu opfern.“ „Ja, Mutter, ich werde es tun,“ sprach die Frau und trat zurück. Auf diese Weise stellte der Pûschâri allgemeine Fragen und die einfältigen Menschen traten mit ihren verschiedenen Anliegen vor; passende Antworten wurden ihnen erteilt, aber der Pûschâri trug in jedem einzelnen Falle Sorge, verschiedene Arten von Opfern zu verlangen. Zuguterletzt erregten zwei Vorfälle meine Verwunderung und für einige Zeit wenigstens hielt ich den Tempelpriester für einen echten Seher. Der Pûschâri sprach: „Ein junger Mann ist hierher gekommen, um mich mit einer Lemone, die er bei sich verborgen hält, auf die Probe zu stellen. Er will wissen, wann er sich verheiraten wird; er soll sich vor mich hinstellen.“ Ein junger Mann, vor Angst zitternd, trat hervor und übergab ihm die Lemone, die er auf sich verborgen gehalten hatte. Hierauf

sprach wiederum der Lieblingsdiener der Göttin: „Letzten Donnerstag kam ein alter Mann zu mir und klagte, dass infolge von Beschwörungen eines Zauberers sein Sohn an verschiedenen Arten von Leibesbeschwerden kränkele.“ Als der alte Mann hervortrat, fuhr er fort: „Dein Feind hat letzten Monat mit Hilfe eines Zauberers um Mitternacht ein irdenes, mit Menschenknochen angefülltes Gefäss verborgen; so lange das Gefäss an seinem Versteck bleibt, wird dein Sohn nicht gesunden. Gehe jetzt in Begleitung von zwölf Leuten aus dieser Versammlung und ziehe das Gefäss aus seinem Versteck hervor, das sich in der Nordost-Ecke deines Kuhstalles, ungefähr anderthalb Meter von der Umfassungsmauer entfernt, befindet. Nimm dasselbe heraus und bringe es mir.“ Sofort verliessen eine Anzahl Männer die Versammlung, und der Pûschâri fuhr fort, sich mit den Zurückgebliebenen zu beschäftigen. Die Wegeilenden fanden genau an der von dem Tempelpriester beschriebenen Stelle ein seiner Beschreibung entsprechendes Gefäss, das sie ausgruben und ihm zum grössten Erstaunen des versammelten Volkes überbrachten. Der Pûschâri nahm es in die Hand und, sich an den alten Mann wendend, sagte er: „Gehe jetzt, dein Sohn wird von diesem Augenblick an gesund sein.“ Als er so gesprochen, murmelte er einen unverständlichen Zauberspruch (*mantram*) und zerschmetterte das Gefäss an dem Boden. Bezüglich des ersten Vorfalles erfuhr ich einige Tage später, dass der junge Mann, der mit der Lemone gekommen war, unvorsichtigerweise sein Geheimnis dem Brahmanen Appalatscharri anvertraut hatte, einem von den geheimen Agenten des Pûschâri, die sich frei unter dem Volke als Zuschauer bewegten. Appalatscharri ging hin und überbrachte im voraus dem Pûschâri die Information. Die einzig mögliche Erklärung des zweiten Falles ist die, dass die Gehilfen des Pûschâri selbst das Gefäss mit seinem Inhalt vergraben hatten. Man ersieht hieraus, dass der Pûschâri ein geriebener Betrüger ist, der sein Geschäft mit Erfolg unter den unwissenden Dörflern betreibt. Unter der erleuchteten und wohlgesinnten Herrschaft Englands breitet sich glücklicherweise die allgemeine Bildung unter dem indischen Volke immer mehr und mehr aus und macht die Intelligenz des Landes riesige Fortschritte, so dass der Tag nicht mehr allzu ferne sein dürfte, an dem die erbärmliche Menschenklasse, deren geriebener Vertreter oben geschildert wurde, gänzlich vom Angesicht der Erde verschwunden sein wird.

V.

Als in grauer Vorzeit für die gesetzmässige Verwaltung indischer Dorfkonstitutionen Rechtsregeln aufgestellt und besonderen Individuen besondere Pflichten auferlegt wurden, da existierten noch keine leichten Verkehrsmittel im Lande. Man hielt es daher für nötig, eine besondere Klasse von Menschen, die *Panisivas* anzustellen, welche verpflichtet waren, Freunden und Verwandten Einladungen zu Hochzeiten, Leichenbegängnissen und besonderen Festlichkeiten zu überbringen, die beinahe tagtäglich in Hindu-Familien sich ereignen. Das Wort *Panisiva* bedeutet im wörtlichen Sinne „Diener“, und Kanthan, der Panisiva von Kelambakam, ist ein arbeitsamer, treuer und williger Diener der Dörfler. Während Leichenbegängnissen muss er die Schank-Muschel blasen, bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten Betel- und Arcanüsse herumreichen, sich nach entfernt liegenden Dörfern begeben, um Freunde und Verwandte zur Teilnahme an solchen Festlichkeiten einzuladen, und überdies noch verschiedene andere Pflichten bei solchen Gelegenheiten übernehmen. Infolge seiner rastlosen Arbeit und des allgemeinen Wohlwollens der Dorfbewohner brachte er es bis vor kurzem fertig, ein zufriedenes und glückliches Leben zu führen und selbst einige Ersparnisse auf die Seite zu legen. Auf einmal verursachte der Brahmane Appalatscharri auf äusserst schlaue Art und Weise einen unnötigen Rechtshandel zwischen den beiden Nachbarn Kanthan, dem Panisiva, und Kuppusami, dem Töpfer, und durch seine Intriguen unterhielt er den Streit für längere Zeit. Das Endresultat war, dass beide während zwei vollen Jahren beständig vor Gericht erschienen und der Panisiva nach Verausgabung von viel Geld einige heilsame Lehren erlernte.

Die nächste Persönlichkeit, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist Mathusami Tschetty, der Shylock von Kelambakam; er ist keinen Deut besser wie der einem Blutegel gleichende Dorfwucherer, von dem man heutigen Tages so viel hört. Dieser Mann, der zur Handelsgilde gehört, bewohnt ein stattliches, wohlgebautes Haus, mit dem eine geräumige Getreidehalle verbunden ist. Er besitzt den einzigen Bazar, der in der Vorhalle seines Hauses gelegen ist; periodisch besucht er die nächste Stadt, kauft daselbst alle für das Dorf erforderlichen Konsumationsartikel ein und verkauft dieselben wieder für Geld oder Getreide. Das System,

der Regierung die Grundsteuer in barem Geld in Monatsraten vom Dezember bis Mai zu bezahlen, ist äussert günstig für die geldleihenden Klassen einer Dorfgemeinde, indem es immer noch ein Hilfsmittel bildet, um sich auf leichte Art und Weise zu bereichern und in günstigeren Verhältnissen leben zu können als die übrige Bevölkerung. Der Bauer, der z. B. der Regierung hundert Rupien Bodensteuer zahlen muss, geht einfach zu unserem Tschetty-Freund, der ihm die Summe unter der Bedingung vorschiesst, dass er das Geld zur Erntezeit in Getreide zurückzahlt; der Darleiher verlangt keine Zinsen. Während der Erntezeit, die im Januar beginnt und bis in den März hinein dauert, beträgt der Durchschnittspreis der Feldfrucht 27 Mass für eine Rupie; daher muss der Bauer, der 100 Rupien geliehen hat, dem Darleiher 2700 Mass Frucht abliefern. Diesen Vorrat stapelt er in seiner Schranenhalle auf und verkauft denselben im Juli, August und September, in welchen Monaten der Durchschnittspreis des Getreides 19 Mass für die Rupie beträgt, so dass Mthusami Tschetty's 100 Rupien beinahe 150 Rupien in ungefähr sechs Monaten einbringen. Dieses Arrangement lastet schwer auf der Bauernklasse, aber sie vermag nichts dagegen zu tun. Ferner, wenn immer die Landleute Ochsen zum Pflügen kaufen, Häuser bauen, ihre Söhne und Töchter verheiraten, oder Jahresgedächtnisfeiern zu Ehren der verstorbenen Verwandten abhalten wollen — und Hochzeits- und Todesfeierlichkeiten sind in Hindu-Familien sehr kostspielig — so müssen sie zum Dorfwucherer gehen und Geld unter harten Bedingungen borgen. Hier bietet sich in der Tat den Hindu-Kapitalisten für humanitäre Zwecke eine äusserst günstige Gelegenheit: statt alle Arten von Wegen zu ersinnen, um ihre Kapitalien vorteilhaft anzulegen, sollten sie Agrarbanken gründen und den Bauern Geld vorstrecken. Dadurch würden sie nicht nur ihre Kapitalien viel besser zinsbringend anlegen, sondern sie würden auch die Werkzeuge sein, um Tausende von Familien vor dem völligen Ruin zu bewahren und dieselben glücklicher und wohlhabender zu machen, und um eine Menschenklasse von der Erde wegzufegen, die von der Arbeit anderer lebt und am Lebensmark der Landbevölkerung zehrt.

Unser Dorfwucherer Mthusami Tschetty ist ein geriebener und kluger Geschäftsmann; er betreibt seinen Bazar, führt genau

Buch über alle Vorgänge und besorgt das ganze Geschäft allein ohne Beistand eines Gehilfen. Er ist ein äusserst vorsichtiger Mann und beleidigt niemanden, selbst wenn die Leute ihm dazu Veranlassung geben. Sein eifriges Bestreben geht dahin, jedem im Dorfe zu Gefallen zu sein; folgendes Ereignis kennzeichnet sehr gut seinen Charakter. Eines Tages gerieten unglücklicherweise zwei Personen, die zu seinem Bazar gekommen waren, um Lebensmittel einzukaufen, in Streit; hitzige Worte wurden gewechselt und trotz Mthusamis Zureden kam es von Worten zu Tätlichkeiten. Schliesslich gingen beide vor das Zivilgericht und beide zitierten den Tschetty als Zeugen. Um beiden sich gefällig zu erzeigen, sagte er zum Zivilrichter: „*Mahârâdschah* (Grosskönig)! Ich bin ganz unnötigerweise hierher geschleppt worden, um Zeugnis abzugeben. Eines Tages kamen diese beiden Personen, die heute vor Ew. Gnaden stehen, in meinen Laden, um gewisse Sachen zu kaufen. Beide stritten miteinander und beschimpften sich gegenseitig; als sie nahe daran waren, handgemein zu werden, wurde ich nervös, schloss meine Augen und hörte plötzlich ein Geräusch von Schlägen. Dies ist alles, was ich weiss.“

Diejenigen, die sich mit dem Studium der Hindu-Gesellschaft und ihrer Institutionen beschäftigen, sind sehr erstaunt zu finden, dass die *Devadâsis* — eine Klasse von Mädchen, die dem Dienste eines Gottes geweiht sind — öffentlich Prostitution treiben. Diese armseligen Mädchen müssen den Tempel reinigen, den Boden mit bizarren Figuren in Reismehl schmücken, das hl. Licht, *Kumbharati* genannt, vor dem Idol halten, an Festtagen tanzen und singen, das Idol fächern und andere dergleichen Dinge verrichten. Das Wort *devadâsi* bedeutet wörtlich „Gottesdienerin“, und es ist sonderbar, dass eine Person, die dem Dienste eines Gottes gewidmet ist, ein erniedrigendes und entwürdigendes Leben führen sollte.

In dem Dorfe Kelambakam befinden sich zwei Tänzerinnen, Kanakambudscham („Goldlo“) und Minâkschi („Fischäugige“). Sie sind die *Devedâsis* des Dorftempels Kothundarama und sie versehen abwechselnd den Dienst, wofür sie aus der Tempelstiftung eine Beisteuer erhalten. Kanakambudscham ist die Konkubine des Râdscharatna Mudelliar, eines unbeholfenen, dickhalsigen Grossgrundbesitzers (*Zamindâr*) im benachbarten Dorfe und Minâkschi steht unter der Protektion unseres alten Freundes Appalatscharri,

obwohl der Brahmane sich zuweilen kein Gewissen daraus macht, um des lieben Geldes willen die Rolle eines Unterhändlers zu spielen bei denen, welche die Reize seiner Konkubine kaufen möchten. Zwischen den beiden Tänzerinnen besteht sehr viel „professionelle Eifersucht“; deswegen gab es schon öfters unliebsame Differenzen zwischen dem Mudelliar und dem Brahmanen, die zuletzt behufs endgiltiger Beilegung bis vor einen Kriminalgerichtshof gezogen wurden. Der Mudelliar verklagte Appalatscharri wegen Körperverletzung und Beschimpfung und der Brahmane, der wohl wusste, dass sein Opponent ein Feigling sei und um jeden Preis den Frieden erkaufen würde, zitierte als seine Zeugen des Zamindárs Frau und volljährige Tochter, die in einem Nachbardorf wohnten und daher nichts über den strittigen Punkt aussagen konnten. Der Richter wusste wohl, dass die Forderung Appalatscharris ohne Frage eine Vexation sei und weigerte sich daher, auf das Erscheinen der beiden Frauen im Gerichtshof zu bestehen; aber der schlaue Brahmane bestand auf deren Zeugenaussage, da sie die einzigen Personen wären, die seine Unschuld beweisen könnten. Unter diesen Umständen hatte der arme Mudelliar keine andere Wahl als die Klage zurückzuziehen. Selbst heute noch haranguiert Appalatscharri fortwährend seinen Gegner zum grossen Vergnügen seiner Konkubine; aber der arme Mudelliar erträgt einfach alle Chikanen so gutmütig wie nur möglich.

Bei Hochzeitsfeierlichkeiten, wenn viele Leute zusammenströmen, um den Zeremonien beizuwohnen, wollen Hindu-Frauen den Bräuten keine Dienste erweisen aus Furcht, dass sie von den Zuschauern angestarrt würden; deswegen müssen die Tänzerinnen die Rollen der Brautjungfern spielen. Ihre Pflichten bestehen darin, die Braut anzukleiden und mit Zierraten zu schmücken, dieselbe dem Bräutigam zuzuführen und ihre Position auf dem Brautsitz zu arrangieren. Sie müssen auch an diesem Feste vor den Geladenen tanzen und singen.

VI.

Der Ausdruck „Sklaverei“ ruft verschiedene Ideenassoziationen hervor, sobald man ihn in Verbindung mit verschiedenen Nationen, bei denen dieselbe getrieben wurde, betrachtet. Einer Nation, die kaltfühlend und strikt logisch ist, mögen all die Schrecken der

Sklaverei, so graphisch und gefühlvoll von Geschichtsschreibern und Dichtern beschrieben, als zweifellos echt, und all die Regeln des Sklaven-Codex, die den Menschen von der hohen Stellung eines freihandelnden, sozialen, religiösen und verantwortlichen Wesens auf die Stufe eines Tieres oder einer leblosen Materie reduzieren, als gerecht erscheinen; aber einer Nation, die ihrer Konstitution nach Impulsen unterworfen, leidenschaftlich und poetisch veranlagt ist, mögen dieselben Regeln als ungesetzlich, ungerecht und sündhaft erscheinen. Den Hindus, die eine Nation von Philosophen und abstrakten Denkern sind, die der praktischen Seite der Dinge nur den zweiten Rang einräumen und die durch ihre hl. Schriften gelehrt werden, unter Androhung schrecklicher Strafen in einer zukünftigen Wiederverkörperung, selbst dem geringsten der Geschöpfe Gottes nicht das geringste Leid zuzufügen, bedeutet Sklaverei eine milde und vielleicht annehmbare Form des äusserlichen Dienstverhältnisses. Daher kommt es, dass, während in andern Ländern Philanthropisten wie Wilberforce und Theodore Parker jenen Zustand unterdrücken mussten, der Jahrhunderte hindurch die Menschheit unglücklicherweise erniedrigte, selbst heute noch in Indien einige Spuren jener Art Sklaverei existieren, die selbst in ihren schlimmsten Tagen keine widerwärtigen Züge an sich trug. Dies mag vielleicht von der eigentümlichen Charakteristik des Landes herrühren, in dem Ackerbau die Hauptbeschäftigung des Volkes bildet. In jedem Dorfe Südindiens wird ein abgesonderter Wohnplatz gefunden, in dem die *Pariahs* ihr Wesen treiben, die gewissermassen den Sklaven in andern Ländern entsprechen.

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir die Personen beschrieben, die in der Hauptgruppe von Gebäuden zu Kelambakam wohnen, es befindet sich aber noch eine andere Gruppe von Häusern im Dorfe, die zu demselben gehören, sie ist viel kleiner an Umfang und liegt ungefähr 200 m von der Hauptgruppe entfernt. Ungefähr 30 Wohnstätten bilden diese Gruppe; sie sind alle mit Strauchwerk bedeckt und einige derselben sind so klein, dass ein Fremder sichtlich erstaunt sein würde über die grosse Anzahl Leute, die darin hausen. Die Häuser sind mit keinem Anspruch auf Ordnung, Regelmässigkeit und Geschmack gebaut. Hinter jeder Hütte befindet sich ein Hof, in dem unabänderlich Tamarinden, Palmyra- und Kokospalmen und andere Bäume zu finden sind. Während eines

grossen Teils des Jahres sind die Strohdächer mit Kürbissen und anderen Schlingpflanzen überwachsen, so dass sie ein gefälliges Aussehen haben. Diese Gruppe von Hütten heisst das *Partscherry* von Kelambakam, in dem die Pariahs, die niedrigste Menschenklasse der Hindu-Gesellschaft, wohnen. Ungefähr hundert Pariahs leben hier, sie sind die Knechte der Landeigentümer des Dorfes. Sie werden mit Getreide abgelöhnt, jeder Pariah-Knecht erhält monatlich als Lohn 6 *Merkals*, d. i. 48 Mass Frucht. Der Durchschnittspreis dieser 48 Mass Frucht schwankt zwischen 2—2½ Rupien, d. h. zwischen 4—5 Franken. Hieraus erhellt, dass der monatliche Arbeitslohn in südindischen Dörfern ein äusserst niedriger ist. Für diese niedrige Löhnung müssen die Pariahs vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht sich ihren Dienstherrn zur Verfügung stellen, müssen die Aecker pflügen, die Saatkörner aussäen, die Felder bewässern, das Unkraut ausjäten, zur Zeit der Reife auf den Feldern schlafen, bei der Ernte mithelfen, das Getreide dreschen und hundert andere Dinge verrichten.

Mayandi ist der Vorsteher des *Partscherry* von Kelambakam; er ist ungefähr 80 Jahre alt und hat schon unter Kothundarama Mudelly's Vater und Grossvater gedient. Er hat fünf Söhne, lauter erwachsene Männer, die unter K. Mudelly ebenfalls dienen und dessen 2½ ha Land bebauen. Wenn die Pariahs unter einander irgendwelche Differenzen zu schlichten haben, so gehen sie zu Mayandi, um sich bei ihm Rat zu holen. Einst in seiner frühesten Jugendzeit drangen Räuber eines Tages in das Haus von K. Mudelly's Grossvater ein und mit einem Wagemut und einer Unerschrockenheit, die damals sehr bewundert wurde, widersetzte sich der Pariah den Räubern und trieb sie davon. Während er das Haus seines Meisters gegen die Plünderer verteidigte, erhielt er einige sehr schwere Wunden. Diesen Vorfall erzählte er gern seinen Söhnen und den andern Pariahs des Dorfes; er zeigte daher mit Stolz die Narben an seinem Leibe und bat sie, seinem Beispiel zu folgen, ihren Meister zu lieben und demselben treu zu sein. Heute noch sieht man die ehrwürdige Gestalt des alten Mannes auf den Gassen des Dorfes und er schildert mit glühenden Farben die Zeiten, in denen man 24 Mass Reis für eine Rupie erhielt, das Leben äusserst billig war, die periodische Regenzeit regelmässig eintrat und die Aecker zweimal soviel Frucht hervorbrachten als

jetzt. Wenn das Dorf von Cholera, Pocken und anderen pestilenzartigen Krankheiten heimgesucht wird, dann fragen der Dorf-Munsiff und andere in Kelambakam unausbleiblich den alten Mayandi um Rat und erkundigen sich, wie in früheren Zeiten die längst dahingegangenen Dörfler in solch dringenden Fällen gehandelt hätten.

Die Pariahs dienen in einer und derselben Familie von Generation zu Generation, sie wagen es nicht, in die Dienste eines anderen Meisters einzutreten. Wenn immer Hochzeiten in des Meisters Haus gefeiert werden, verheiratet sich ebenfalls zur gleichen Zeit der Pariah-Knecht; wenn ein Familienglied aus dem Hause des Meisters stirbt, muss der Pariah-Knecht und seine ganze Familie Trauerkleider anlegen und am 16. Tage, an dem die Obsequien gehalten werden und die Verwandten des Verstorbenen in einem Teiche baden, vollzieht der Pariah und seine Leute ähnliche Zeremonien und badet in dem gleichen Teiche, indem sie dadurch zeigen, dass sie an der betreffenden Angelegenheit ebenso grosses Interesse nehmen wie ihr Meister. Wenn der Pariah-Knecht sich verheiraten will, dann ist das erste, was er zu tun hat, dass er mit all seinen Leuten, die Früchte und Blumen tragen, zum Hause seines Meisters geht und dessen Erlaubnis für die Hochzeit sich erbittet. Wenn Familien-Zwistigkeiten unter den Pariahs entstehen, so werden unbedenklich die Meister um Rat befragt. Man ersieht hieraus, dass Sklaverei in einer milden Form in den südindischen Dörfern existiert und bis in die neueste Zeit waren sogenannte Sklavenverträge (*murisittu*) an der Tagesordnung, jedoch ist dieser Gebrauch glücklicherweise am Verschwinden.

Die Pariahs sind als eine Menschenklasse arbeitsam, ehrlich und wahrheitsliebend. Indem sie die Felder bewässern, das Getreide einernt und viele andere Dinge verrichten, dadurch beweisen sie, dass sie sehr viel harte Arbeit leisten. Sie beginnen ihr Tagwerk um 5 Uhr morgens und arbeiten ohne Unterbrechung bis 10 oder 11 Uhr; sie beginnen alsdann wieder um 3 Uhr nachmittags und hören nicht auf, bis es 6 oder 7 Uhr abends ist. Sie sind ehrlich und wachen mit dem grössten Eifer über die Interessen ihrer Dienstherrn. Sollten während der Erntezeit dieselben zuweilen abwesend sein, so würden die Pariahs für ihren eigenen Gebrauch nicht ein einziges Getreidekorn sich aneignen oder irgend einen unstatthaften Vorteil aus der Abwesenheit ihres Meisters ziehen.

Wenn die Feldfrüchte zu reifen beginnen, so übernachten sie auf den Fluren und bewachen gewissenhaft das Eigentum ihres Herrn. Ebenso sind sie wahrheitsliebend; ein Vorfall ereignete sich vor kurzem in Kelambakam, der diesen Charakterzug vortrefflich illustriert. Unser alter Freund, der Brahmane Appalatscharri, geriet fortwährend in Dispute mit einem benachbarten Landeigentümer, dessen Grenzsteine er allmählich zu seinen Gunsten verrückte. Der gutmütige Bauersmann ertrug all diese Gewaltakte des Brahmanen mit grosser Geduld; aber er wurde so hartnäckig und beständig drangsaliert, dass er eines Tages den Geduldfaden verlor und den Brahmanen beschimpfte. Zwei Pariah-Kechte des Bauern waren gerade zufällig dabei zugegen und Appalatscharri, der den wahrheitsliebenden Charakter der Pariahs wohl kannte, verklagte seinen Gegner und zitierte als seine Zeugen die beiden Pariahs; dieselben sprachen die Wahrheit und zeugten gegen ihren eigenen Dienstherrn. Der arme Mann wurde bestraft und Appalatscharri ging schmunzelnd davon.

Die *Valluvars* sind Leute, die unter den Pariahs bei Hochzeits- und Todesfeierlichkeiten als Priester funktionieren; diese Männer sind stolz auf die Tatsache, dass Tiruvalluvar, der bekannte Autor des berühmten *Kural*, ein Valluvar war. Der Valluvar der Pariahs von Kelambakam wohnt in einem Nachbardorf, sein Name ist Krishan; er funktioniert als ihr Priester bei Hochzeiten und Todesfällen und erhält für seine Dienste eine kleine Gratifikation. Er kennt ein wenig Astrologie und betreibt Arzneikunde auf eine plumpe Art und Weise; letztes Jahr wurde er vor das Assisengericht gestellt und verurteilt, weil er an einer Prostituierten Abortus vorgenommen hatte.

So sind die ungebildeten Pariahs, eine einzigartige Menschenklasse, deren reine Lebensweisen und edle Charakterzüge in jeder Weise bewunderungswürdig sind und deren Beschäftigung ihnen eine besondere Bedeutung beilegt besonders in Indien, das ein wesentlich Ackerbau treibendes Land ist.

Die nächste Persönlichkeit, die unsere Aufmerksamkeit erregt, ist Lakschmanan, der Gerber und Schuhflicker; ihm gehören die Häute aller jener Tiere, die im Dorfe krepieren. Er präpariert Leder auf eine rohe Art und Weise und verfertigt daraus für die Dorfbewohner Schuhe, Trommeln usw. Lakschmanan besitzt fünf Ar Land im

Dorfe, die er bebaut, neben seiner regelmässigen Beschäftigung, die Leute mit Lederartikeln, wenn immer sie dieselben benötigen, zu versorgen.

Balan, der *Villi* von Kelambakam, ist eine sehr interessante Persönlichkeit; er erinnert uns an die nackten Wilden, von denen wir oft in der Geschichte lesen. Er wohnt mit seinem Weib und Kindern in einer kleinen Hütte ungefähr $1\frac{1}{2}$ km vom Dorfe entfernt; er sammelt wilden Honig, Wurzeln, Arzneikräuter und andere Waldprodukte, die er ins Dorf trägt und dafür Getreide eintauscht. Er hat sich auch als Schlangenbeschwörer einen ziemlich guten Namen erworben und die Leute der umliegenden Dörfer gehen zu ihm, wenn sie von Skorpionen oder Schlangen gebissen werden.

Die Hochzeitsgebräuche der Villi-Leute sind sehr eigentümlich. Braut und Bräutigam sitzen an einem öffentlichen Platz auf einem niederen Holzsitz, umringt von einer Anzahl Kastenbrüder. Aeltere Personen unter denselben beschenken das Paar mit neuen Kleidern und zur festgesetzten Stunde befestigt der Bräutigam, unter den lauten Freudenrufen der Menge, einen schwarzen Perlenkranz um den Hals der Braut. Die verheirateten Mitglieder der Kaste umschreiten darauf mehrere Male den Holzsitz, nach welcher Zeremonie die Ehe als rechtsgültig geschlossen betrachtet wird. Die Leute setzen sich dann zusammen, um zu essen, trinken und sich zu belustigen. Der Name ihrer Gottheit ist Valliammai und bei Nacht kommen einige Leute zusammen und preisen dieselbe in einer Sprache, die selbst den besten Philologen in Verwirrung bringt. Die Villi-Leute leben meistens von den Wurzeln und Blättern der verschiedensten Pflanzenarten.

Ponny ist der Name der *Korathy*, die im Dorfe umherstreift, um Matten und Körbe, aus Gras oder Bambus geflochten, zu verkaufen, und da sie auch in der Tättowierkunst bewandert ist, so kann man sie recht oft in Kelambakam sehen, indem sie ihre Dienste um ein kleines Entgelt anbietet. Hindu-Frauen lieben es sehr, ihre Körper durch Tättowierungen verschönert zu sehen; Ponny macht infolgedessen ganz gute Geschäfte im Dorfe. Die Korathy zeichnet zuerst in Umrissen die Figur eines Skorpions oder einer Schlange auf jenen Körperteil, der ihr zur Tättowierung angeboten wird; darauf nimmt sie eine Anzahl scharfer Nadeln, taucht dieselben in eine bereitstehende Flüssigkeit und sticht unbarmherzig in das

Fleisch. Nach einigen Tagen zeigt das Ganze eine grüne Färbung; die wird von den Hindus als ein besonderes Schönheitsmal betrachtet. Während des Tätowierungsprozesses singt die Korathy eine Art Schlummerlied, so dass die zu behandelnde Person in der Zwischenzeit den Schmerz vergessen soll.

VII.

In den vorhergehenden Abschnitten haben wir die verschiedenen Volksklassen im Dorfe Kelambakam beschrieben. Wir haben gesehen, dass dieses Dorf eine kleine Welt in sich selbst ist, die ihre eigene Regierung besitzt und trotz der Einflüsse einer fremden Regierung und einer fremden Zivilisation die Traditionen der Vergangenheit ungeschmälert bewahrt hat. Jedes Glied des Kleinstaates von Kelambakam vollzieht regelmässig die ihm obliegenden Pflichten und alles wickelt sich ab wie auf einer Maschine. Diejenigen, welche für den Betrieb und die Aufrechterhaltung der Dorfkonstitution Sorge tragen, werden entweder mit Getreide gelöhnt oder es werden ihnen einige Aecker zugewiesen, die sie bebauen und zinsfrei benutzen können. Die mit Getreide bezahlt werden, kommen zur Zeit der Ernte zur Dorftenne; sobald der Bauer sein Getreide einheimst und dasselbe in seinem Hause aufspeichert, verteilt er einen gewissen Prozentsatz an jeden einzelnen Dorfdiener je nach dem Verhältnis der Beschaffenheit und Wichtigkeit des Dienstes, der ihm während des ganzen Jahres geleistet worden ist. Und diese einfachen, ehrlichen Menschen erwerben ihren Lebensunterhalt von Jahr zu Jahr, indem sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend harte Arbeit verrichten, ein ruhiges und zufriedenes Leben führen und glücklich samt ihren Frauen und Kindern in ihren bescheidenen Heimstätten leben und sich um nichts kümmern, das jenseits der Grenzpfähle ihres eigenen kleinen Dorfes liegt. Für den gewöhnlichen Hindu, d. h. für 99 in jedem Hundert, bildet das Dorf seine ganze Welt, und die Sphäre der öffentlichen Meinung erstreckt sich selten über den Horizont seines Dorfes. Politische Angelegenheiten und die Handlungen der Regierenden gelten ihnen nichts. Sie sind zufrieden, wenn die Vorsehung sie mit periodischen Regengüssen segnet, wenn ihre Aecker hinreichende Erträgnisse liefern, um sich und ihre Kinder zu ernähren und den ruhigen ebenen Lauf ihres Lebens unbehellig weiterzuführen. Diese Politik der Nicht-

Einmischung und der Interesslosigkeit an all dem, was ausserhalb seiner eigenen Sphäre liegt, ist die Haupt-Charaktereigenschaft und in der Tat das leitende Prinzip des indischen Dorfbewohners seit unvordenklichen Zeiten gewesen, und zweifellos stammt daher das bekannte Wort, das jeder Hindu kennt und mit Vorliebe bei Gelegenheit zitiert: „Was kümmert uns, ob *Râma* (der milde Fürst) oder die *Râkschasas* (Riesen frevelhafte Menschen) das Land regieren?“

Das Leben in Kelambakam mit seinen 50 oder 60 Häusern, von einigen Hundert Menschen bewohnt, bildet eine Fülle des Interessanten. Die Dörfler veranstalten verschiedene Arten von Unterhaltungen, die öfters die Leute zusammenbringen. In zivilisierten Ländern werden Belustigungen im grossen Stil arrangiert, sie kosten oft sehr viel Geld, und die besten erhältlichen Kräfte und Talente werden engagiert, um die Leute zu amüsieren. Aber die Belustigungen, denen die indischen Bauern huldigen, kosten wenig oder gar kein Geld, obwohl das Vergnügen, das sie dabei geniessen, nicht weniger intensiv ist. Im weitern Verlauf dieser Abhandlung werden wir die verschiedenen Vergnügungen und Belustigungen, welche die Bewohner von Kelambakam zuweilen veranstalten und welche die dumpfe Monotonie ihres Lebens von Zeit zu Zeit unterbrechen, näher beschreiben; jedoch müssen wir vorher noch einige Worte über die Frauenwelt des Dorfes sagen.

Im Osten, so heisst es bei uns landauf landab, nehmen die Frauen eine untergeordnete Stellung ein. Der Vorwurf wird oft erhoben, dass dieselben in Indien als Sklavinnen verschachert würden, dass sie dem Manne nur insoweit nützten als sie für seinen Komfort sorgten, und dass sie nichts anderes als kindererzeugende Maschinen seien. Aber in europäischen Ländern verdanken die Frauen ihre bevorzugte Stellung der Tatsache, dass sie geachtet und geehrt seien, und dass ihnen infolgedessen eine höhere Stellung eingeräumt würde. Hier sei die Liebe nicht nur eine tierische Leidenschaft, sondern etwas ganz anderes. Derartig sind die Ansichten, die zur Zeit und Unzeit von gewissen Schriftstellern vorgebracht werden, die da vorgeben, die Sitten und Gebräuche der Hindus genau zu kennen. Jedoch dem scharfsinnigen Beobachter des Innenlebens der Hindu-Gesellschaft wird es nicht schwer fallen, herauszufinden, dass das oben entworfene Bild mit starken Farben aufgetragen ist, und dass der ärmste indische Bauer sein Weib ebenso stark und innig liebt wie der gebildetste Sterbliche auf Erden, und dass in seiner bescheidenen Hütte, ungesehen von des Menschen

zudringlichen Augen, die Liebe scheint, abgeschlossen von den Augen der grossen Welt und nur eine einzige Wohnung mit ihrem hellen Lichte erleuchtend.

Es ist wahr, die Hindu-Frauen pflegen nicht solch freien und offenen Verkehr mit dem andern Geschlecht; aber sie versammeln sich fast täglich an gemeinsamen Plätzen, wie öffentlichen Brunnen und Teichen. Dort geniessen sie die Freuden der Geselligkeit fast ebenso vergnügt wie ihre westlichen Schwestern und führen müssige Gespräche, indem sie unwillkürlich den letzten Dorfskandal kommentieren. Die Frauen von Kelambakam stehen sehr frühe auf, putzen ihre Zähne, waschen ihre Gesichter, kehren das ganze Haus einschliesslich den Rinderstall, bespritzen den Fussboden mit Kuhurin und schmücken denselben mit einem weissen Pulver; darauf gehen sie zum Tempelteich, um zu baden. Hier treffen sich jeden Morgen die meisten Frauen des Dorfes. Der Tempelteich in Kelambakam ist ziemlich gross und hat getrennte Badeplätze für die Männer und Frauen. Die Frauen kommen, eine nach der andern, und nehmen ihre gewohnten Plätze ein. Während sie ihre Kleider waschen, sich baden und ihre gewohnte Toilette vornehmen, das heisst das rote Pulver (*Kunkumam*) anlegen und den ganzen Körper mit Safran einreiben, führen sie eifrigst Gespräche, in denen Intelligenz und Witz sich vereinigen, und die selbst den oberflächlichsten Beobachter sofort überzeugen können, dass die Hindu-Frauen keineswegs so albern und stupid sind, wie man sie von gewissen Seiten zu schildern beliebt. An einem schönen Morgen im Monat Mai überhörte ich, zufällig in der Nähe des Teiches weilend, folgende Unterhaltung der Frauen, die sich untereinander den ebenso lustigen wie derben altindischen Schwank erzählten, in dem ein Büssersohn, der nie ein Weib gesehen, ein schönes Mädchen erblickt, das er für einen Asketen hält, während ihn doch die Reize der Schönen nicht kalt lassen.

Rischyaschringa („Gazellenhorn“ oder auch Ekaschringa „Einhorn“ genannt) ist der auf wunderbare Weise von einer Gazelle geborene Sohn eines Heiligen, der in der Einsiedelei im Walde aufwächst, ohne irgend einen Menschen ausser seinem Vater je gesehen zu haben; vor allem hat er nie ein Weib erblickt. Einst entstand nun im Reiche des Königs Lomapâda eine grosse Dürre, und die Weisen erklärten: die Götter seien erzürnt, und es werde nur dann regnen, wenn es dem König gelinge, Rischyaschringa in

sein Land zu bringen. Des Königs Tochter Schântâ übernimmt die Aufgabe, den jungen Heiligen in das Land zu locken. Aus künstlichen Bäumen und Sträuchern wird eine schwimmende Einsiedelei hergestellt, in welcher Schântâ zum Wohnsitz des Rischyaschringa segelt. In der Nähe der Waldeinsiedelei angekommen, steigt die Königstochter ans Land und benutzt die Abwesenheit des Vaters, um sich dem jugendlichen Büsser zu nähern. Sie gibt ihm herrliche Früchte und köstlichen Wein, spielt kokett mit einem Ball und schmiegt sich in zärtlicher Umarmung an den Jüngling, der glaubt, einen Einsiedlerknaben gleich ihm selber vor sich zu haben. Darauf kehrt das Mädchen wieder zum Schiffe zurück, da der Vater des Rischyaschringa der Einsiedelei naht. Der Alte bemerkt die Aufregung seines Sohnes und fragt ihn, was geschehen sei. Dieser schildert sein Erlebnis mit folgenden Worten:

„Ein Schüler mit geflochtenen Haaren
War hier, ganz weiss von Angesicht,
Mit schwarzen Augen und lächelndem Munde,
Mit schmalem Leib und hoher Brust.
Wie wenn im Mai der Kuckuck singt,
So lieblich klang es, wenn er sprach,
Und um ihn schwebte köstlicher Duft,
Wie wenn der Wind im Lenze weht.
Von unseren Früchten wollte er nicht
Und trank aus unserem Brunnen nicht,
Er gab mir andere Früchte, die schmeckten
So herrlich; und von seinem Trank,
Wie ich ihn kostete, ward mir so wohl,
Der Boden fing zu wanken an,
Dann fasste mich der Knabe am Haar
Und zog mein Haupt zu sich hinab
Und setzte seinen lieblichen Mund
Auf meinen Mund und machte da
Ein klein Geräusch; das machte, dass mir
Ein Schauer durch die Glieder fuhr.
Nach diesem Schüler sehne ich mich;
Wo er ist, möchte ich immer sein.
Mir ist so übel, im Herzen so weh,
Seit ich ihn nicht mehr sehen kann.

Die Busse, die der Knabe gelernt,
Die möcht ich lernen, die gefällt
Mir besser, als die Busse, die du,
Mein Vater, mich gelehret hast.“

Darauf erwidert der Vater:

„Mein Sohn in also schöner Gestalt,
Gehen Teufeln in den Wäldern um,
Um frommer Leute Busse und Heil
Zu stören; traue ihnen nicht!“

Kaum ist aber der Vater wieder fortgegangen, so begibt sich Rischyaschringa auf die Suche nach seinem jungen „Freund“. Bald hat er die schöne Schântâ gefunden, wird von ihr auf die schwimmende Einsiedelei gelockt und in Lomapâdas Reich entführt. In dem Augenblick, wo der junge Heilige das Land betritt, beginnt es in Strömen zu regnen. Der König macht ihn zu seinem Schwiegersohn, nachdem er den alten Vater durch reiche Geschenke versöhnt hat.

VIII.

Nach Plato konnten die griechischen Rhapsoden kaum den Homer rezitieren, ohne dass sie in Konvulsionen verfielen. Der Mohawk-Indianer spürte kaum das Skalpiermesser, während er das Totenlied anstimmte. Die Macht, welche die alten Barden von Wales und Deutschland auf ihre Zuhörer ausübten, erscheint modernen Menschen beinahe wunderbar. Dasselbe ist der Fall mit den indischen Barden (*Sûtas*), die in den indischen Dörfern umherziehen und Ueberreste alter Bardendichtungen rezitieren. Die Macht, die sie auf die einfachen Dorfbewohner ausüben, ist geradezu erstaunlich. Eines Abends lauschte ich mit wachsendem Interesse den Rhapsodien zweier Barden, die den aufmerksamen Bewohnern von Kelambakam folgende Bruchstücke alter Heldensagen und genealogischer Verse vortrugen.

Das erste ist das Stück von der Heldenmutter Vidulâ: Kunti, die Tochter eines Königs der Yâdavas und Gattin des Pându, lässt durch Krischna ihren Söhnen, den Pândavas, sagen, dass sie ihre Krieger-

pflicht nicht vergessen sollen, und erzählt bei dieser Gelegenheit, wie einst die Kriegerfrau Vidulâ ihren Sohn Sandschaya zum Kampfe aufstachelte. Dieser war nach einer schmachvollen Niederlage, die ihm der König der Sindhus beigebracht hatte, ganz verzagt und lebte mit seiner Frau und seiner Mutter Vidulâ im Elend. Da wirft im Vidulâ in ungemein kräftigen Worten seine Feigheit und Untätigkeit vor und spornt ihn in feuriger Rede zu neuen Heldentaten an. Ein paar Verse aus dieser Rede, die von der urwüchsigen Kraft der Sprache zeugen, lauten:

„Auf, Feigling! Liege nicht so träge da, nachdem du besiegt worden, den Feinden zur Freude, den Freunden zum Leid!

„Bald gefüllt ist ein seichtes Bächlein, leicht zu füllen ist die Faust einer Maus. Bald befriedigt ist der Feigling, mit Kleinstem schon begnügt er sich.“ „Sterbe nicht wie ein Hund, sondern nachdem du wenigstens der Schlange den Fangzahn ausgebrochen! Tapferkeit zeige, und wenn es auch ums Leben geht!“ „Was liegst du da wie ein Toter, wie ein vom Blitz Getroffener? Auf, Feigling! Schlafe nicht, nachdem du vom Feinde besiegt bist!“

„Flamme auf wie eine Fackel von *Tindukaholz* (der Baum *Diosphyros embryopteris*), wenn auch nur für einen Augenblick, aber qualme nicht wie ein flammenloses Spreufeuer, nur um weiter zu leben!“

„Besser aufgeflammt einen Augenblick, als lange Zeit nur qualmen! O dass doch in eines Königs Haus nicht ein sanfter Esel geboren würde!“

„Von dessen Taten die Menschen nicht Wunder erzählen, der dient nur zur Mehrung des grossen Haufens, der ist kein Weib, der ist kein Mann.“ Auf alle Ermahnungen und Vorwürfe der Mutter weiss der durch seine kurzen Reden scharf charakterisierte Sohn nur zu erwidern, dass es ihm an den Mitteln zu einem siegreichen Kampfe fehle, und dass ihr doch sein Sterben nichts nützen würde:

„Aus Stahl gehämmert ist dein Herz, o meine heldenmütige Mutter, die du kein Mitleid und kein Erbarmen kennst.

Wehe über das Leben des Kriegers, dass du mich so zum Kampfe antreibst, als wärest du eines andern Mutter und ich dir ein Fremder; — dass du zu deinem einzigen Sohne solche Worte sprichst. Was nützte dir aber auch die ganze Erde, wenn du mich nicht mehr sähest?“

Die Mutter antwortet ihm aber immer nur mit neuen Ermahnungen, dass der Krieger keine Furcht kennen dürfe und auf jeden Fall nur

seiner Kriegerpflicht genügen müsse. Und endlich gelingt es ihr, den Sohn, „wenn er auch wenig Verstand hatte“, aufzurütteln :

„Wie ein edles Pferd, wenn es gescholten wird, so tat der Sohn, durch die Wortpfeile der Mutter aufgestachelt, alles, wie sie es von ihm verlangte.“

Die zweite Erzählung ist die Yayāti-Episode, ursprünglich eine Art Titanensage, die später in ein moralisches Gedicht umgewandelt wurde; jedoch sind die Spuren der alten Heldendichtung keineswegs ganz verwischt, sie zeigen sich namentlich in einem gewissen urwüchsigen Humor, mit dem die Geschichte von den zwei Frauen des Königs erzählt wird. Aus dem Inhalt sei nur folgendes hervorgehoben : Devayâni, die Tochter des Asurapriesters Schukra ist von Scharmischthâ, der Tochter des Asurakönigs, beleidigt worden; deshalb will der Priester den König verlassen. Letzterer jedoch, um den Priester zu versöhnen, gibt seine Tochter der Devayâni als Dienerin. Bald darauf wird Devayâni die Frau des Königs Yayâti, der versprechen muss, mit ihrer „Dienerin“, der Königstochter Scharmischthâ, keinen Umgang zu treiben. Der König aber bricht sein gegebenes Wort und erzeugt in heimlicher Ehe mit Scharmischthâ drei Söhne. Die eifersüchtige Devayâni kommt dahinter und beklagt sich bei ihrem Vater Schukra. Dieser spricht über Yayâti den Fluch aus, dass er sofort seine Jugend einbüßen und alt und gebrechlich werden solle, mildert aber auf Yayâtis Bitten den Fluch dahin, dass er sein Alter auf jemand andern übertragen dürfe. Nun forderte Yayâti, nachdem er plötzlich alt und runzlig und grau geworden war, einen nach dem andern von seinen Söhnen auf, dass sie ihm sein Alter abnehmen und ihm ihre Jugend geben sollten, da er des Lebens noch nicht genug froh geworden sei. Keiner von den älteren Söhnen will auf diesen Tausch eingehen, worauf sie vom Vater verflucht werden; nur der jüngste, Pûrû, erklärte sich dazu bereit. Er nimmt dem Vater das Alter ab und gibt ihm dafür seine eigene Jugend. Darauf erfreute sich Yayâti noch tausend Jahre der blühendsten Jugend und genoss das Leben in vollen Zügen. Er ergötzte sich nicht nur mit seinen beiden Frauen, sondern auch mit einer himmlischen Nymphe, der schönen Apsaras Vischvâtschâ („Allgeneigte“); aber so viel er auch genoss, so bekam er doch nie genug. Und als die tausend Jahre umwaren, da kam er zu der Erkenntnis, die er in den folgenden Versen aussprach :

„Wahrlich nicht durch die Befriedigung der Lüste wird die Lust
gestillt;

Nein, sie wächst nur und wird stärker, wie das Feuer durch das
Opferschmälz.

Die mit Schätzen vollgefüllte Erde, Gold und Vieh und Weiber auch,
Nicht für Einen ist's genug: — bedenke das und suche Seelenruh!

Nur wer nie und nimmer irgend einem Wesen Böses zugefügt,
Sei's mit Taten, mit Gedanken oder Worten, der geht ein zum

Brahman (in die Allseele.)

Wer nichts fürchtet und vor dem kein Wesen Furcht je hegt,

Wer nichts wünscht und keinen Hass kennt, der geht ein zum Brahman.“

Da gab er denn seinem Sohne Pûrû die Jugend wieder zurück, nahm
sein eigenes Alter auf sich, und nachdem er dem Pûrû die Herrschaft
übergeben, ging er in den Wald, lebte dort als Einsiedler und übte
tausend Jahre lang die strengsten Bussübungen. Da infolgedessen
kam er in den Himmel, wo er lange Zeit, von allen Göttern und Heiligen
geehrt, wohnte. Eines Tages aber überhob ersich im Gespräche mit Indra
und wurde deshalb aus dem Himmel hinausgeworfen. Er fährt aber
später mit seinen vier frommen Enkeln wieder in den Himmel.

